

die Behörden dann und verlegten die Hinrichtungen vom unkontrollierbaren Tyburn nach Old Bailey, und im Eröffnungskapitel meines Romans *Galgendieb* beschreibe ich eine Hinrichtung im Jahre 1817. Ich nehme an, dass Sharpe wie jeder Londoner öfter Zeuge solcher Hinrichtungen geworden ist. Schließlich ist er in einer rauen Umwelt aufgewachsen.

*Sharpes Rivalen* illustriert auch ein grundlegendes Problem historischer Romane: Die Autoren müssen zuallererst Geschichtenerzähler und dann erst Historiker sein. Der anfängliche Schrecken der Schlacht von Badajoz entstand dadurch, dass es den Briten einfach nicht gelingen wollte, die Breschen zu stürmen, woraufhin es in den darunter liegenden Gräben zu einem Massaker gekommen ist. Die Festung fiel schließlich, weil der Ablenkungsangriff, der eigentlich nur Verteidiger von den Breschen hatte abziehen sollen, wider Erwarten Erfolg gehabt hatte. Doch das Drama dieser Nacht – und es gab viel Drama – konzentrierte sich auf diese schrecklichen Breschen, wo so viele Männer gefallen sind, und das hieß für mich, dass Sharpe genau dort sein musste. Und da Sharpe ein Held ist, muss er auch durchkommen. Also habe ich die Geschichte ein wenig verändert und Sharpe erfolgreich die Bresche stürmen lassen. Anschließend beichtete ich meine Sünde im Historischen Nachwort, doch ich bereue es nicht, die Geschichte verändert zu haben. In einem Roman ist die Story alles, und die Story von Badajoz ist eine gar grausige Geschichte.

*Ich werde hier sterben, dachte Sharpe am Fuß der Bresche. Dann kam der Hass auf die, die ihn töten würden, und die Wut trieb ihn nach oben. Unfähig zu kämpfen, stolperte er über die Trümmer. Er konnte nur noch klettern und brannte darauf, seinen Säbel in französisches Fleisch zu bohren. Überall um ihn herum lagen Männer. Sie schrien, und die Luft war voller Rauch, Kartätschen und Flammen. Harper kletterte an ihm vorbei, doch Sharpe wollte nicht Zweiter sein. So schnell es ging, hielt er auf den dunklen Himmel hinter den funkelnden Klingen zu.*

*Private Cresacre starb. Seine Eingeweide lagen in seinem Schoß. Und Sergeant Read, der Methodist, der stille Mann, der nie fluchte oder trank, war blind. Er konnte noch nicht einmal mehr weinen, denn die Kugeln hatten ihm das Augenlicht geraubt. Und hinter den Sterbenden, wahnsinnig vor Kampfeslust, marschierte die dunkle Horde. Sie folgte Sharpe, riss sich die Hände an den Steinen auf und kämpfte sich einen Hang hinauf, den sie sich noch nicht einmal in ihren schlimmsten Alpträumen hatten vorstellen können.*

*Sie mussten ihren Atem fürs Klettern sparen, doch Schreien dämpft die Furcht, und wer braucht schon Luft, wenn oben der Tod wartet? Eine Kugel traf Sharpes Säbel, riss ihm die Waffe fast aus der Hand, doch die Klinge blieb heil, und der Gipfel der Bresche war nah. Sharpe hielt sich rechts. In seinem Kopf hallten die Todesschreie wider, und Harpers riesige Hand schob ihn vorwärts. Dann packte Sharpe die dicke Kette, die einen cheval de frise an Ort und Stelle hielt. Er war oben, auf dem Gipfel des Todes.*

Ein *cheval de frise* war ein schwerer Stamm, den man mit Klingen und Dornen gespickt hatte, das napoleonische Äquivalent eines modernen Stacheldrahtverhaues. Badajoz' Verteidiger wurden von einem einfallsreichen und cleveren Offizier mit Namen Général Philippon geführt. Philippons Abwehrmaßnahmen sorgten in jener furchtbaren Nacht dafür, dass kein britischer Soldat durch die Breschen kam, obwohl Tausende es versuchten und Hunderte bei dem Versuch starben. Der Fall der Stadt war eher ein Zufall, und dieser Zufall ist schon eine außergewöhnliche Geschichte an sich, doch was nach der Eroberung geschah, machte die Geschichte erst wirklich schrecklich. Die Plünderung von Badajoz durch die mordlüsternen Briten warf ein düsteres Licht auf ihren Sieg, doch für meine Geschichte war es ein Segen, denn so konnte ich Obadiah Hakeswills Bösartigkeit besser herausstellen. Einmal in Badajoz, gelangte Hakeswill noch vor Sharpe zu dessen Frau, Teresa, der Mutter von Sharpes Kind.

*»Hallo, Missy!« Das Gesicht zuckte gelb im Kerzenlicht. Der Mund grinste, und schwarze Zähne ragten aus fauligem Fleisch. »Hallo! Erinnerst du dich noch an mich?«*

*Lieutenant Knowles hob den Säbel, und Hakeswills Pistole blitzte auf. Der Knall weckte das Baby, und die Kugel warf Knowles zurück und durch die Tür. Hakeswills bösesartiges Gackern war das Letzte, was er im Leben hörte.*

*Hakeswill hielt das Bajonett über das Baby und steckte die noch qualmende Pistole in seinen Rock. Er grinste Teresa an. »Wir brauchen ihn ohnehin nicht«, sagte er und nickte zu Knowles' Leiche. »Um zu tun, was wir tun werden, braucht man nur zwei. Nur du und ich, Missy, nur du und Obadiah!«*

Das ist nur eine gekürzte Version der Szene, doch als ich sie bearbeitet habe, hat mich das wieder daran erinnert, wie sehr ich Obadiah vermisse. Er war einfach perfekt, um die Schrecken der Eroberung von Badajoz zu illustrieren, die an sich schon ein Geschenk für einen Schriftsteller waren.

Eine weitere wahre Geschichte, die sich perfekt für einen Roman eignete, war die Schlacht von Salamanca, einer von Wellingtons größten Siegen und ein Musterbeispiel für Gelegenheit und Instinkt. Diese Schlacht bildet den Hintergrund für *Sharpes Degen*, wo Sharpe eine meiner Lieblingsheldinnen kennenlernt: La Marquesa de Casares el Grande y Melida Sadaba, eine ebenso schöne wie verschlagene Frau. Andere Frauen hassten sie sicherlich, nahm Sharpe an, während Männer ihr wie Schoßhunde hinterherliefen.

Nach Veröffentlichung des Buches erhielt ich einen wehleidigen Brief, in dem der Schreiber mich fragte, warum Sharpe ständig mit Frauen zu tun hatte. Das sei doch unnötig. Offensichtlich empfand der Verfasser Sharpes häufige Frauenbekanntschaften als ungeliebte Unterbrechung seiner militärischen Abenteuer, und obwohl ich normalerweise jeden Kommentar meiner Leser nach bestem Wissen und Gewissen in Betracht ziehe, habe ich diesen einfach beiseitegeschoben.

Richard Sharpe war im Laufe der Jahre sehr gut zu mir. Also versuche ich auch stets, ihn dafür zu belohnen, und die Marquesa war eines meiner besten Geschenke für ihn.

Außerdem hatte ich ihn gerade durch die Mangel gedreht. In *Sharpes Degen* wird er schwer verwundet, was mir die Gelegenheit gab, eine echte, historische Persönlichkeit aus jener Zeit zu beschreiben. Dabei handelte es sich um einen Iren mit Namen Michael Connelley, der kurz nach der Schlacht von Salamanca sterben sollte, vermutlich an Alkoholvergiftung. Doch während des Feldzugs hatte er als Feldscher die Aufsicht über das »Todeszimmer«, jenen Raum, in den man Schwerverwundete zum Sterben brachte. Salamancas Todeszimmer befand sich im Keller des Irish Colleges. Es hat den Krieg überdauert und steht bis heute, und wie alles in dieser fantastischen Stadt ist es durchaus einen Besuch wert. Ein Bericht aus jener Zeit liefert uns eine gute Beschreibung von Connelley und erzählt davon, wie er den Sterbenden Mut gemacht hat. Er erzählte den Männern, dass verwundete Franzosen im selben Raum lagen, also müssten sie dem Feind ihren Mut beweisen. Ich habe diese zeitgenössische Beschreibung für meine eigenen Zwecke adaptiert.

*Es war kalt im Todeszimmer. Connelley trank ohne Unterlass. Einige Männer atmeten laut, andere stöhnten, und ein paar sprachen miteinander. Von Zeit zu Zeit ging Connelley mit einem Wassereimer und einer Schöpfkelle durch den Mittelgang und fühlte den Fuß der Patienten, um zu sehen, ob sie schon gestorben waren. Schließlich kam er auch zu Sharpe und hockte sich neben ihn. Sharpe atmete flach und röchelte, und Connelley legte ihm die Hand auf die nackte Schulter und stellte fest, dass sie kalt war. »Ach, du armer Mann, komm erst mal wieder zu Atem.« Er schlurfte zum Tisch, nahm sich eine Decke, schüttelte die Läuse aus und breitete sie dann über Sharpe. Ein Mann am anderen Ende des Raums schrie vor Schmerz. »Ruhig, Junge!«, rief Connelley. »Ruhig! Stirb gut, stirb gut!« Dann schrie ein Franzose, und Connelley hockte sich auch neben ihn und sprach von Irland. Er erzählte dem Franzosen, der nichts verstand, von Connaughts Schönheit, von seinen Frauen und von den Feldern, die so saftig waren, dass ein Lamm in einer Woche voll ausgewachsen war. Nach und nach beruhigte sich der Franzose wieder, und Connelley tätschelte ihm den Kopf und sagte ihm, wie tapfer er doch sei.*

Connelleys Beerdigung gab mir die Möglichkeit, den Leser einen kurzen Blick auf den rauen Soldatenhumor werfen zu lassen. Einer der Sargträger besaß die großartige Fähigkeit, die Stimme des Verstorbenen zu imitieren, und damit rief er nun um Hilfe. Die gut besuchte Prozession hielt sofort an, und der Sargdeckel wurde aufgebrochen. Natürlich wurde dann der Scherz sofort entdeckt, und alle amüsierten sich königlich.

Tatsächlich hat mich an historischen Romanen schon immer gestört, dass sie so gut wie keinen Humor enthalten. Es ist, als hätten unsere Vorfahren nie gelacht. Männer (besonders Männer) stellen sich der Gefahr mit Humor oder auch jeder anderen unangenehmen Situation, und ein Roman ohne Humor kann mich nicht überzeugen. Und in vielerlei Hinsicht hat sich der Humor seit damals nicht verändert, obwohl ich mir nicht sicher bin, wie wir heute auf einen Streich reagieren würden, den ich in den Memoiren von John Shipp gefunden habe. Shipp's Bataillon war auf einem Schiff in

Richtung Indien, und dort hielt man es für lustig, die steilen Laderaumleitern mit Seife einzuschmieren, damit die Unvorsichtigen sich die Beine brachen.

Einige Charaktere, wie Connelley, kommen voll ausgebildet aus den Kriegsberichten, andere kommen einfach aus dem Nichts und übernehmen das ganze Buch. Das ist mir in *Sharpes Feind* passiert. Ich brauchte einen hochrangigen Offizier, der Sharpe ein paar Befehle geben und dann diskret wieder verschwinden sollte, und so habe ich einen schottischen General mit Namen Nairn erfunden. Ich nahm an, er würde seine Pflicht erfüllen und dann wieder gehen, doch Nairn weigerte sich schlicht, die Geschichte zu verlassen.

*»Ich bin nur ein harmloser, alter Mann, Sharpe«, sagte Nairn, »dem man das Kommando über dieses Irrenhaus übertragen hat, während der Peer durch die ganze verdammte Halbinsel zieht. Gott helfe mir, aber ich soll tatsächlich dieses Hauptquartier leiten. Ich! Hätte ich Zeit, Sharpe, ich glaube, ich könnte einen Winterfeldzug führen. Ich könnte mich mit Ruhm bekleckern, aber diese Zeit fehlt mir eben, verdammt. Schauen Sie sich das mal an.« Er nahm ein Blatt Papier von einem Stapel auf dem Tisch. »Das ist ein Brief, Sharpe, vom Armeevikar. Vom Armeevikar höchstpersönlich! Er bekommt einen Sold von fünfhundertfünfundsechzig Pfund pro Jahr, Sharpe, und arbeitet auch noch als Berater für die Errichtung von Signalstationen, was ihm noch einmal sechshundert Pfund einbringt! Und was tut Gottes Vikar für die Armee Seiner Majestät mit seiner gut bezahlten Zeit? Er schreibt mir so was hier: ›Ich muss Sie ersuchen, mir umgehend Bericht über die Eindämmung methodistischer Umtriebe in der Armee zu erstatten.‹ Grundgütiger, Sharpe, was soll ich mit so einem Brief nur anfangen?«*

*»Ich weiß nicht, Sir.«*

*»Ich schon. Deshalb bin ich ja auch Major-General und Sie nicht.« Nairn warf den Brief ins Feuer.*

Nairn war eine glückliche Erfindung. Weniger glücklich war jedoch meine Entscheidung, Obadiah Hakeswill am Ende von *Sharpes Feind* umzubringen. Das habe ich seitdem schon oft bereut. Wirklich gute Schurken sind schwer zu finden, und ich habe Obadiah einfach so weggeworfen. Später ergab sich zwar die Chance, ihn in den Indienromanen wieder zum Leben zu erwecken, doch ich hätte mir Obadiah auch noch in anderen Romanen gewünscht!

Ich werde oft gefragt, wer meine Lieblingsfigur aus allen Büchern ist, und häufig nenne ich Obadiah's Namen. Er mag ja von Grund auf böse und widerwärtig sein, aber er bringt Leben in jede Seite, auf der er erscheint! Manchmal bin ich versucht, ihm einen Zwillingsbruder zu geben, Jedediah Hakeswill, aber das wäre dann doch ein wenig zu viel des Guten. Einige Leser haben sich auch darüber aufgeregt, dass Teresa in *Sharpes Feind* stirbt. Sie war Sharpes erste wahre Liebe, aber er war noch nicht wirklich dazu bereit, sesshaft zu werden, und Teresa musste gehen. Doch was ist mit ihrer Tochter

geschehen? Dazu bekomme ich fast jede Woche Briefe, und ohne Zweifel werde ich eines Tages die Antwort darauf finden.

*Sharpes Ehre* gab mir die Gelegenheit, ein weiteres, wunderbares Versatzstück aus der Geschichte einzusetzen. Das war die Plünderung des französischen Trosses nach der Schlacht von Vitoria. Die Franzosen, die sich aus Spanien zurückzogen, haben all ihre Beute mitgenommen und sie zusammen mit der Schlacht verloren. Viele britische Soldaten wurden an diesem Tag zu reichen Männern.

*Sharpes Pferd trampelte über in Leder gebundene Bücher, über Bücher, die aus einer Zeit vor dem Buchdruck stammten, Bücher, die von geduldigen Männern über Monate hinweg geschrieben worden waren. Ein Wandteppich, den irgendjemand in Flandern gewebt hatte, als Elizabeth I. noch ein Kind gewesen war, wurde von zwei Frauen zerrissen, um Decken daraus zu machen. Eine andere Frau tanzte mit der Flasche in der Hand zwischen den liegen gebliebenen Wagen. Sie trug den goldbestickten Mantel eines königlichen Kammerherrn, sonst nichts. Ein betrunkenen Soldat riss ihr den Mantel runter, und sie schlug ihn mit der Flasche. Spanische Silberdollar, jeder fünf englische Shilling wert, lagen im Schlamm wie Kieselsteine. Niemand wollte noch Silber, wo es doch so viel Gold hier gab.*

Maultiertreiber missbrauchten Rubensgemälde als Abdeckplanen, und an diesem Tag verschwanden auch die spanischen Kronjuwelen. Niemand hat sie je wiedergesehen. Wellington war natürlich außer sich vor Wut, und es war nach dieser Plünderung, dass er seine Soldaten den »Abschaum dieser Erde« nannte. Die Phrase wurde Wellington nie mehr los, und oft wird sie hervorgekramt, um ihn als aristokratischen Snob zu porträtieren. Und ja, er war ein Snob, aber er kümmerte sich auch um seine Männer, und tatsächlich hat er ihnen auch oft ein Kompliment gemacht. Wellington war ausgesprochen stolz auf seine Armee, aber er war sich der Neigung der einfachen Soldaten auch nur zu bewusst, sich bis zur Besinnungslosigkeit zu besaufen. Bei Salamanca hatte er darauf gehofft, dass ihm die Eroberung des französischen Trosses genug einbringen würde, um die Armee zu bezahlen (und einen ganzen Berg anderer Schulden, die die Briten inzwischen angehäuft hatten), und der Verlust der Wagen war ein schwerer Schlag, der diese wütende Reaktion provozierte. Dennoch hätte Sharpe diesem vernichtenden Urteil ohne Zweifel zugestimmt, aber er selbst gehörte auch zu diesem Abschaum, und er war stolz darauf.

Einen »Straßenkater« nennt Lady Camoyne Sharpe in *Sharpes Geheimnis*, und das ist er auch, und dieser Kater hat scharfe Krallen. Ich führte ihn in diesem Buch weg vom Krieg und schickte ihn nach England zurück, wo er das vermisste zweite Bataillon seines Regimentes finden sollte. Das war eine Gelegenheit zu beschreiben, wie man damals neue Rekruten für die Armee gewann. Sharpe gibt sich als einer dieser Freiwilligen aus und entdeckt dabei die Gier von Lord Fenner und Sir Henry Simmerson, die in die eigene Tasche wirtschaften. Auch führt das Schicksal ihn mit Jane Gibbons zusammen, der Schwester eines alten Feindes, und Sharpe beweist wieder